Freier Nachmittag

So, jetzt hast du frei.

Das klang immer so nach großmütigem Gnadenerlass. Aber das sagte sie immer, wenn es für mich ganz einfach nichts mehr für sie zu tun gab. Und wenn alle von ihr mir aufgetragenen Besorgungen wie Abtrocknen, Geschirr versorgen, Abfallkübel nach draußen tragen, Zeitungen bündeln und Wischen, ja, immer gab es was aufzuwischen, erledigt waren, ja, selbst die Schulaufgaben waren schon gemacht – oder vielmehr, ich gab vor, ich hätte sie schon gemacht – wenn ich dann also jeweils frei von Pflichten war, dann... Ja, was dann? Das hieß ja noch lange nicht zu wissen, wie ich die mir gütigst geschenkte, freie Zeit hätte totschlagen können.

Auch heute, es ist Herrgott nochmal schon über zwei Uhr, an eben einem dieser so genannten freien Nachmittage war mein älterer Bruder, während ich noch Geschirr abzutrocknen hatte, bereits in seinen freien Nachmittag verschwunden, um mir ja nicht wieder sagen zu müssen, dass er mich beim besten Willen, das musst du einfach verstehen, nicht zu seinen Freunden mitschleppen könne. Auch hatte ich ausnahmsweise heute keine Lust auf der Matte hinter dem Primarschulhaus nachzuschauen, ob es Mitspieler für einen kleinen Fußball-Match gäbe. Ebenso wollte ich das Buch, das ich bereits zu Ende gelesen hatte, kein zweites Mal lesen, was ich mit Tom Sawyer und Winnetou eins und zwei durchaus gemacht hatte. Winnetou drei las ich nicht, weil ich schon wusste, der Bruder hatte es leider ausgeplaudert, dass Winnetou darin stirbt. Ich hätte ganz bestimmt geheult. Und dem Bruder wäre das sicher nicht entgangen. Und ich wäre schon wieder mal nur „der kleine Bruder, diese Heulsuse“ gewesen. Und schon gar nicht wollte ich aus bloßer Langeweile wieder zum Fenster hinausschauen und die vorbeifahrenden Autos zählen und deren Markennamen stumm vor mich hin flüstern. Opel Kadett, VW Käfer, R4, Zitrone, Ford und so weiter, so dass mich die Mutter schon wieder fragen würde, mit wem ich denn spräche oder ob ich nun neuerdings sogar Selbstgespräche führe. Ich habe einen interessanten Gedanken gedacht, und der ist eben so bedeutsam gewesen, dass er sich sogar aus meinem Mund auf und davon gemacht hat. Na ja, so schlagfertig war ich höchstens nach etwa zehn Sekunden. Davor drohte ich in Beschämung und Ratlo-

sigkeit zu versinken, weil Autonamen aufzuzählen doch nicht mehr meinem Alter entsprach.

Froh dem Mief unseres grauen Mietshauses entkommen zu sein und willig mich in die vielversprechende Arme eines hellen Herbstnachmittags werfen zu können, beschloss ich sofort... Ach nein, Beschluss, das wäre glatt gelogen, ich war keineswegs in der Verfassung irgendetwas zu beschließen. Ich hatte mitnichten einen Plan, vielmehr bestand mein Gemütszustand wieder mal in dem mir nur allzu gut bekannten Zaudern, das ich mit der Bezeichnung „sorgloses Treibenlassen im zähen Fluss der Zeit“ beschönigte. Wenn ich nur möglichst absichtslos dahin schlenderte, würde der Lauf der Zeit mich doch schließlich zu einem kleinen nachmittäglichen Abenteuer hin spülen.

Ich trug die neuen blauen Manchesterhosen, das Geschenk zum kürzlichen 14. Geburtstag. An Geburtstagen bekamen wir immer die dringend notwendigen Kleider geschenkt. Dazu hatte ich die braune Jacke an, die auch schon mein Bruder getragen hatte, was mir zum zwiespältigen Gefühl verhalf, ich könne nun auch so lässig und selbstsicher wie meine Bruder daherkommen, allein deswegen, weil ich seine Jacke trage. Und andererseits der Empörung, dass ich darauf abonniert war den Secondhand-Bruder abzugeben, dessen Würde und Selbstsicherheit nur geliehen war, die Kränkung aber garantiert sein Eigen nennen durfte. Und die hellbraunen Sommerschuhe, die – das war mir sofort klar und meine Mutter schrie es mir auch nach, während ich die Treppe hinunterstürzte, aber ich wollte nicht noch einmal zurück ins Haus gehen – für die Jahreszeit, trotz des Sonnenscheins, ein eher kalter Oktobertag, zu wenig warm geben würden.

Dem Sträßchen neben dem Dorfbach entlang vagabundierte ich ins Unterdorf. Den Bach hatte man schon lange, bevor wir ins Dorf zu wohnen kamen, in ein steinernes Bett gezwängt und einige Meter in die Tiefe versenkt, um den alljährlichen Überschwemmungen des reißenden Bachs im Frühjahr endlich Herr zu werden. Der Bach floss nun in einem fünf Meter breiten Betonbett ingenieurtechnisch beruhigt und den Blicken der Dorfbewohner verborgen für sich allein dahin. Adieu, du heimatromantischer Liebreiz eines munter dahin plätschernden Bächleins, spottete mein Bruder. Beidseitig war der so in sein neumodisches Verlies versenkte Bach von einem eisernen Geländer eingefasst. An einigen Stellen säumten Straßen oder gar ein Trottoir das Gewässer-

bett, dann wiederum grenzten die Häuser direkt daran, so dass es für mich nicht möglich war, immer unmittelbar dem Bach entlang zu folgen. Ich musste Umwege um Häuser mit Kleinstgärtchen herum und durch vom Bach wegführende Gässchen in Kauf nehmen. Dabei kamen mir Dorfbewohner entgegen, die ich vom Sehen her kannte, keine Fremden, aber es kam kein Junge, mit dem ich hätte plaudern oder eine kleine Unternehmung starten können. Und auch kein Mädchen, obwohl ich wahrscheinlich gezögert hätte, anzuhalten und sie in ein Gespräch zu verwickeln. Also kehrte ich immer wieder zum Bach zurück und erhoffte mir davon... ...was weiß ich. Aber nichts geschah, gar nichts. Ich hielt mich am Bachgeländer mit beiden Händen fest, drückte meine Stirn auf die obere Stange, starrte blöd das fließende Wasser an, ließ Speichel hinabfallen und sah zu, wie der Bach den weißen Spuckfleck sofort mit sich fortzog.

Missmutig wandte ich mich vom Wasser ab und sah gelangweilt in der Gegend herum. Da erblickte ich ihn. Mit hängendem Kopf zottelte er auf der anderen Seite des Bachs das Sträßchen hinunter und schien auch nicht genau zu wissen, wohin er gehen sollte; ein Appenzeller Sennenhund mit schwarzen Fell und weißem Fleck auf Stirn und Hals, allerdings zu klein für einen reinrassigen Appenzeller, und zudem sehr mager, als hätte er schon lange nichts Rechtes mehr zu essen bekommen. Zudem war er am Hinterteil voller Dreckspuren.

Schon lang hätte ich gerne einen Hund gehabt. Mit ihm ginge ich dann immer zusammen hinaus, eben dem Bach entlang, auf den Feldwegen oder in den Wald spazieren. Aber die Mutter war dagegen. Dann gibt es für mich noch mehr zu tun und zudem so ein Hund stinkt. Und wenn er dann nicht stubenrein ist. Und im Winter will er auch immer im warmen Wohnzimmer hocken. Nein danke!

Was ist denn das für ein Hund? Wem gehört der? Der gehört vielleicht gar niemandem. Ihn immer im Auge behaltend folgte ich ihm parallel und beabsichtigte schon bei der nächsten Brücke auf seine Seite zu gelangen und mich ihm zu nähern, als er rechts in ein Seitensträßchen abbog und hinter der nächsten Häuserecke verschwand.

Ach!

Ich gab auf. Du hättest ihn sowieso nicht mehr erreicht. Bis zur nächsten Brücke sind es mindestens noch hundert Meter und dann müsstest du wieder beinahe die Hälfte der Strecke noch zurück und das Sträßchen hinauf und so weiter. Und auch wenn du gerannt wärst, wäre er sicher schon längst weiß nicht wohin verschwunden und du stündest einfach nur atemlos und dumm auf der anderen Seite des Baches und sonst gar nichts.

Dann eben wieder allein dem Bach entlang, mit hängendem Kopf, wie der Hund, immer auf den Boden starrend. Nun begann es in mir, ohne dass ich selbst den Anstoß dazu gegeben hätte, zu denken. Es denkt in mir. Etwas, was mir in letzter Zeit öfter passierte, mich beunruhigte, weil ich weder etwas dafür noch dagegen tun konnte. Sie waren einfach da und überfluteten meinen Kopf. Wer hat die Schleuse geöffnet? Ein Gedanke stieß einen anderen an und der den nächsten, nur allzu oft, ohne dass Verbindungen, Brücken hergestellt worden wäre, so dass ich ihren Weg wieder hätte zurückverfolgen können.

Das alles wurde mir allerdings erst bewusst, als ich beinahe über einen Platanenast gestolpert wäre. Die Gedankenflut zog sich urplötzlich zurück, und schon hätte ich nicht mehr sagen können, was ich denn alles gedacht hatte.

Ich trieb den Ast eine Weile mit dem Fuß vor mich her, bis ich ihn mürrisch und misslaunig ins Wasser kickte, um ihm aber dann doch sogleich hinterherzulaufen. Von oben sah ich dem Ast zu, wie er sich immer wieder in angeschwemmtem Material aus Steinen, Blättern und unklarem Unrat verhedderte, es jedoch wieder schaffte, sich davon loszureißen und weiter zu ziehen.

Auf diese Weise, mal im eiligen Schritttempo, dann wieder langsam und zuweilen gar stehen bleibend, gelangte ich schließlich an die Stelle, wo der Dorfbach sich mit dem Bach, der aus dem größeren Seitental herabfloss, vereinigte. Auf der anderen Seite dieses Bachs begann der Hang, der das Dorf gegen Süden hin abschloss. Wir, das heißt mehr oder weniger alle, die es sich niemals hätten leisten können auf dem Hügel zu wohnen, nannten ihn den Millionenhügel, weil dort die vermuteten Millionäre hinter hohen Hecken in ihren frisch gebauten Villen inmitten geheimnisvoller Gärten lebten. Marlen und Regula und Bernhard aus meiner Klasse wohnten hier. Wo, wusste ich nur ungefähr. Aber das könntest du doch gerade jetzt, wo du doch schon bis hierher gekommen bist, herausfinden wollen. Ja, aber nur, wenn es nichts

Besseres zu tun gibt, gab ich mir zur Antwort und tat so, als stellte ich mich vor eine Entscheidung, die aber gar keine war, denn es stand ja zum Vorneherein fest, dass es nichts Besseres zu tun gab. Also begann ich die Treppe, die zu den Millionärsvillen auf dem Sonnenhügel führte, hochzusteigen.

Die Häuser in der unteren Hälfte des Hanges waren allerdings keine dieser neuen Villen, die, das gab im Dorf zu reden, aus blankem, grauem Beton bestanden, weshalb man sie auch abwertend Betonbunker nannte. Stimmt. Die besitzen ja auch keine richtigen Dächer, die sind ja oben sozusagen hutlos, glatzköpfig! Merkwürdig nur, dass die beneideten Emporkömmlinge sich offenbar nicht scheuen ihren Neureichtum in Form unbemalter, grauer Mauern zu zeigen.

Unten am Hang standen – wie gesagt – natürlich alleinstehend und ebenfalls von Gärten eingerahmt, Häuser, die durchaus mit denen, die es auch sonst im Dorf gab, vergleichbar waren: Satteldächer mit karminroten Dachziegeln und einer Gaube, dunkelgrüne Fensterläden, Fenster mit Fensterkreuzen, nicht wie bei den Villen, die nur allzu oft mit zimmerhohen und verschiebbaren Fenstern aus Glas – pures Glas! – bestückt waren. Es war im Dorf und überhaupt in der ganzen Gegend üblich die Grundstücke mit Lebhag aus Buchen und mit Holzzäunen einzuhegen, die mit einer schwarzen teerartigen und stinkenden Flüssigkeit behandelt worden waren, die einmal zu betatschen ich mir nicht verkneifen konnte. Tage vergingen, bis ich mir das eklige klebrige Zeug endlich von den Fingern geklaubt hatte.

Graue Abdeckplatten stoßen in den mit Gänseblümchen bespickten Rasen vor und formen so kleine Vorplätze; Weideröschen umranken zartrosa eher kleine Fenster, auf deren Simsen in Asbest-Blumenkisten Geranien rot aufleuchten; schmale Eingangstüren, in die oft auf Brust und Kopfhöhe etwas Glas eingesetzt ist, inseitig mit gestickten weißen Gardinen – vorwiegend Blumenmuster – verhängt, so dass man als draußen Stehender den Eindruck bekommt, dass die Bewohner lieber für sich allein bleiben wollen. Trotzdem, Gartenzwerge mit weißen Bärten, geranienroten Kappen und tannengrünen Kitteln inmitten von Lupinen, Männertreu, Klatschmohn oder Ringelblumen heißen Besucher willkommen, und die Gartenzwerge tun auch nachts ihr Möglichstes, das heißt kein Auge zu, um ungebetene Gäste abzuschrecken.

Ich stieg weiter hoch.

Aha, da haben wir sie.
Die hier rechts, das ist die Villa von Gruner, dem Industriellen, der lässt Wasserhähne aller Größen und für jeden Bedarf herstellen und der einen Sohn hat, der ein Tunichtgut ist. Und hier, das muss die von Riesling sein, der nicht Weinhändler, sondern ein wichtiger, jedenfalls höherer Beamter in der Kantonshauptstadt ist. Aber da bin ich mir nicht so ganz sicher. Und einen Volvo fährt er, da bin ich mir allerdings sicher. Aber wenn das stimmt und das hier Rieslings Villa ist, dann wohnt hier Marlen. Und vielleicht schaut sie ja gerade aus dem Fenster und hat mich schon entdeckt. Sofort weg hier! Ich weiß ja genau, wohin ich will, und so muss mein Schritt auch aussehen. Aber natürlich wird sie mich morgen fragen, was ich den bei ihnen oben gewollt hätte. Ja, eigentlich nichts. Ich sei da nur durchgegangen, weil ich...ähm....hinauf zum Gartenhaus von Zülligs hätte gehen müssen. Und was hast du denn dort vorgehabt? Also, da hätte ich Kurtli und die anderen angetroffen.... Stopp! Schlechte Idee. Dann fragt sie in der Schule Kurtli, was wir denn in Zülligs Gartenhaus gemacht hätten und der Kurtli war ja, was weiß ich wo, und ich bin geliefert. Also nichts wie weg hier.
Plötzlich, ich wusste nicht, woher er gekommen war, sah ich ihn, den Appenzeller, einer Hecke entlang streifen. Aber bevor ich aus dem Staunen herausgekommen war, war er auch schon wieder um die nächste Ecke verschwunden. War er mir gefolgt?
Und die Villa hier gehört wahrscheinlich dem anderen Industriellen aus dem Dorf, der ein Kapitalistenschwein ist. Aber auch das ist nicht sicher, denn das behauptete ja nur mein Bruder, der neuerdings mit solchen Wörtern um sich wirft. Immer hat der auch nicht Recht. Sicher ist nur, dass Regula, eine seiner Töchter, in der Klasse in der Bank vorne links sitzt und eben so sicher ist, dass sie ziemlich große Brüste hat. Ich habe sie gesehen. Also, nur die Wölbungen auf dem Pullover natürlich. Und groß ist sie auch noch. Grösser als ich. Ich muss ja im Turnen fast ganz links bei den Kleinen einstehen. Nur Kurtli ist noch kleiner als ich.
Kasper behauptet, sie hätte Storchenbeine. Beat: Bohnenstange. Kurtli: Giraffe. Und wenn sie das hört, dann stapft sie davon und trägt ihren Kopf gleich noch einen Zentimeter höher. Unerreichbar.

Hast du Regula schon einmal gesehen? Findest du, sie sieht gut aus? Habe ich den Bruder vor dem Einschlafen gefragt, weil er doch darin mein Experte war. Lass mich in Ruh, ich will jetzt schlafen. Aber du bist doch Experte in solchen Sachen. Er seufzte. Geh einfach mal näher ran, dann findest du's raus. Red mal mit ihr, frag sie was Unwichtiges, mach ihr ein Kompliment, dann bist du ihr nahe genug, um sie genauer unter die Lupe zu nehmen. Was für ein Kompliment? Mein Gott, bist du blöd. Aber sowieso, wenn sie mit dir sprechen würde, tut sie aber bestimmt nicht, dann müsste sie vor dir niederknien, damit ihr auf gleicher Höhe seid. Und die Tochter eines Kapitalistenschweins kniet sicher nicht vor dem Sohn einer Servierdüse und eines proletarisierten Kleinunternehmers nieder.

Was eine Servierdüse ist, weiß ich genau. Mein Vater hat die Mutter einmal so bezeichnet, als er mit meinem Bruder über sie sprach. Zum Glück hat sie es nicht gehört. Aber ich habe sie gesehen, wie schnell sie im Restaurant Sonne in ihrem schönen Schwarzen mit dem weißen Schürzchen auf dem Bauch hin und her geeilt ist und weder links noch rechts schaute, weil sie doch alles im Kopf behalten musste, was die Gäste ihr aufgetragen hatten, und nichts verschütten durfte. Das Etikett „proletarisierter Kleinunternehmer", das ich meinem Vater ankleben sollte, hielt nie; es fiel gewissermaßen immer wieder runter. Ich konnte mir aus diesen Wörtern einfach keinen Reim machen.

Ich weiß nicht, ob Regula es gern hätte, wenn ich nachschaute, ob sie gut aussieht. Dem Bruder sag ich auf keinen Fall, dass ich vor ihrer Villa gestanden bin. Der ist der Letzte, dem ich das sage.

Wahrscheinlich hat das Gutaussehen-Nachschauen niemand gern. Ich ja auch nicht. Aber ich weiß sowieso gar nicht, ob ich gut aussehe. Oder schön? Und wann ist man eigentlich schön? Das habe ich mir noch nie überlegt.

Und plötzlich hatte ich den unbedingten Drang nachzuschauen, wie ich aussah. Keinen Schritt mehr wollte ich tun ohne zu wissen, wie ich aussah. Schon gar nicht wollte ich Regula begegnen ohne zu wissen, wie ich aussah. Ein Spiegel!

Ich blieb stehen und sah um mich. In allen diesen Häusern hat es sicher Spiegel. Aber wie komme ich jetzt und hier in ein Haus rein? Die Idee ließ mich nicht mehr los.

Noch bin ich das verzweifelt zappelnde Kalb, über das Little Joe von der Pondarosa Ranch sein Lasso geworfen hat. Aber schon bald werde ich selber Little Joe sein, der sein Lasso mit sicherer Hand wirft und immer trifft. Du Idiot! Im Film trifft er immer, nachdem sie zehnmal die Szene gedreht haben. Und die neun Mal davor hat Little Joe nicht getroffen. Und zudem hat sowieso nicht Little Joe selber geworfen, sondern irgendein Lasso-Werfer-Spezialist.

Einer wie mein Bruder will ich, glaube ich, nicht werden.

Seine hochtrabenden Wahrheiten schnappte ich mir trotzdem, um sie in der Zehnuhrpause den Lulatschen von Schulkameraden um die Ohren zu hauen. Eines Tages werde ich auch so alt und so groß und so mächtig sein wie er. Aber du bist ja noch lange nicht so alt wie dein Bruder, und auch wenn du so alt wirst, wie er jetzt ist, wird er ja dann trotzdem älter sein als du.

Und darum nehme ich jetzt selber das Lasso in die Hand, werfe es aus und läute. Bei Rieslings. So stand es jedenfalls an der Haustürglocke.

Frau Riesling, wie ich annahm, denn ich hatte sie ja noch nie gesehen, erschien an der Tür. Einem erstaunten, aber auch leicht amüsierten Gesicht brachte ich mit leiser und brüchiger Stimme und im Gefühl nur noch eine starre Säule aus lauter Höflichkeit zu sein, die Frage vor, ob Marlen zu Hause sei. Frau Riesling zauberte ein leises Lächeln auf ihr Gesicht, drehte sich um und rief ins Haus hinein: Marlen, Besuch für dich. Aus dem Hausinnern war aus einiger Entfernung Marlens Stimme zu vernehmen. Das Lächeln hatte sich inzwischen zu einem schmallippigen Grinsen gewandelt: Sie wird sicher bald da sein. Dann verschwand sie ins Hausinnere und ließ mich allein vor der Türe stehen. Ich atmete auf und spürte wie die Höflichkeitshülle von mir abfiel. Aber nun fühlte ich mich nackt. Am liebsten wäre ich davongerannt. Nur eine kaum hörbare Vernunftstimme ließ mich vor der Tür verharren.

Little Joe, du hast doch erst das Lasso geworfen. Es fliegt immer noch und noch weißt du nicht, ob du den Hals des Kalbs treffen oder verfehlen wirst.

Marlens Augen waren für einen Augenblick die reine Verwunderung, als sie mich erblickte. So wie ein Kalb, dem gerade die Schlinge um den Hals fiel. Quatsch!

Was willst d u denn hier, prustete sie heraus.

Eigentlich ist Marlen auch ganz hübsch, so von Natur aus, mit ein paar Sommersprossen auf der Nase, wie ein junger lustiger Hund, mit dem man gern auf der Wiese herumtollt. Oh, meine Gott, wenn die Jungs aus der Klasse wüssten, dass ich das gedacht habe. Auf keinen Falls darf mein Bruder das erfahren. Allerdings ist sie etwas pummelig, was in den Augen fast aller Kumpels eine unverzeihliche Unvollkommenheit war, weshalb man ihr „Ballönli“ nachschrie. Sie war nur einen winzigen Zentimeter grösser als ich und sie trug einen Lockenkopf wie ich, aber sie konnte nicht so schnell rennen wie ich, weil sie halt zu dick und ein Mädchen war, weshalb ich sie in der Zehnuhrpause immer reizte, indem ich ihr eben „Ballönli“ nachrief, sie ins Bein, in den Rücken oder manchmal gar in den Hintern zwickte, und dann auf und davon rannte und hoffte, sie würde mir nachrennen, wobei ihre Chance mich einzufangen gleich null standen. Aber sie hatte auch gut sichtbare Brüste unter oft bunten Pullis und Blusen, weshalb sämtliche Junghirsche auch dieses Rehkalb nie aus den Augen ließen.

Entschuldige, dass ich störe. Aber ich habe ein kleines Problem. Ich muss dringend auf die Toilette. Und da habe ich das Schild am Haus gelesen und...

Ja natürlich, gleich hier ist eine Toilette, sagte sie sehr zuvorkommend und vielleicht dachte sie auch, was ich doch für ein anständiger und gut erzogener Junge sei, der sein Geschäft nicht einfach wie alle anderen Kerle in die nächstbeste – ihre – Hecke verrichtete.

Es war ein kleiner Raum gleich neben der Haustüre, in dem es nur eine WC-Schüssel und ein Brünnchen zum Händewaschen Platz gab. Über dem Brünnchen der ersehnte Spiegel. Ich tat so, als würde ich mein Geschäft verrichten, wartete also noch mit dem Spülen und warf einen Blick auf den Spiegel. Ein Junge von vierzehn Jahren blickte mir entgegen, der aber, wie ich fand, aussah wie zwölf, dunkelbraunes lockiges Haar hatte, graublaue Augen, schmale Lippen und na ja, einfach was es so eben für ein vollständiges Gesicht braucht. Ich hatte absolut keine Ahnung, ob ich gut aussah. Das einzige, was mir sofort auffiel: ich sah jünger aus, als ich mich fühlte und ich sah nicht so aus wie mein Bruder, der auf jeden Fall mehr Little Joe als ich war. So cool. Ich war ja, wie gesagt, der Zweitletzte in der Reihe beim Einstehen im Turnunterricht. Dann sah ich, dass eine Locke beim Ohr herausstand. Steht die jetzt zu sehr heraus? Sie ist so abstehend, überhängend. Müsste die nicht weg,

damit ich schön aussehe? Aber eine Schere gibt es hier nicht. Und sowieso: Müsste ich nicht bald wieder hinaus, um keinen Verdacht zu erwecken? Ich betätigte die Spülung und stellte das Wasser im Waschbecen an, hielt die rechte Hand unter das laufende Wasser, warf mit der Hand einige Tropfen auf die vorspringende Haarlocke und versuchte sie mit der noch nassen Hand glatt zu pressen. Sie stand nun etwas weniger, aber immer noch vor, was ich verärgert zur Kenntnis nahm, jedoch glaubte ich, keine Zeit mehr zu haben, um weitere Verschönerungen an mir vorzunehmen. Ich betätigte die Spülung und verließ das Kabinett. Marlen stand immer noch dort, wo ich sie verlassen hatte. Als sie mich erblickte, senkte sie sofort den Blick und war offensichtlich noch mehr verlegen als ich. Sie blieb stumm, ich war froh, dass sie nichts fragte, murmelte ein „Danke“, drehte mich von ihr ab und wollte gerade „Tschüss“ sagen und weitergehen, als ich von ihrer Stimme aufgehalten wurde: Wohin gehst du jetzt? – Zu Zülligs Gartenhaus, sagte ich hastig. Zu hastig, wie ich mich sofort löffelte. Ich muss dort etwas für ihn holen, schob ich nach. – Aha, sagte sie nur, senkte wieder den Blick und schwieg, obwohl ich spürte, dass sie noch etwas sagen wollte. Und weil ich das spürte, blieb ich stehen und wartete. Anstatt ihr Gesicht hielt sie mir ihre Locken hin. Sie kann mit ihren Locken eigentlich keine richtige Frisur machen. Braunes Haar sprießt hervor und legt sich sofort in Rollen. Dagegen lässt sich nichts machen. Wie bei mir.

Warum wartest du? – Ich dachte, du wolltest noch etwas sagen. – Nein, entgegnete sie nun sehr schnell und das Blut schoss ihr dabei ins Gesicht.

Wie angewurzelt blieb ich mit gesenktem Kopf stehen, bis ich ihre gepresste Stimme hörte: Ich muss jetzt wieder hinein. – Ja, ich muss auch gehen, brachte ich mit brüchiger Stimmer heraus, tschüss, drehte mich auf dem Absatz herum und beeilte mich, den Blick nur auf die Granitplatten und auf die den Weg säumenden roten Rosen gerichtet, durch das noch offen stehende schmiedeeiserne Gartentor hinaus auf die Straße zu kommen. Als ich das hüfthohe Gartentor schloss, drehte ich mich um und wagte ich doch noch einen Blick zurück. Die Haustür war verschlossen und Marlen verschwunden. Im Fenster neben der Haustüre zog eine unsichtbare Hand den Vorhang wieder in die richtige Lage.

Und was ist nun das Resultat dieser Bemühungen? Der Lohn meines Heldenmutes? Weder weiß ich, ob ich nun gut aussehe, schon gar nicht, ob ich schön bin, vielmehr wird mir bestätigt, dass ich viel jünger aussehe, als ich bin und aussehen will, was ich schon längst weiß und mir mein Bruder immer unter die Nase hält, und dass eine Locke links so hinaus- oder heraussteht, wie sie nicht heraus- oder hinausstehen soll.

Ich fühlte mich kläglich, verfluchte meinen so genannten Heldenmut, samt der doofen Lasso-Schwinger-Idee und wusste schon wieder nicht, was ich nun tun und wie es mit diesem abenteuerlose Nachmittag weitergehen sollte. Inzwischen machte sich auch die Sonne schon bereit hinter den Jurahöhen zu verschwinden.

Weiß gar nicht, ob ich überhaupt noch Lust habe, herausfinden, ob Regula gut aussieht und was an ihr schön ist? Und noch immer ist mir kein wirklich überzeugendes Kompliment eingefallen, das ich ihr machen könnte: Du bist so groß und schön. – Wie dumm! Zu direkt. Bei Komplimente-Machen muss man weite Umwege machen. – Im Französisch bist du sehr viel besser als ich. – Ist das ein Kompliment? – Ihr habt aber ein schönes Haus und so einen großen Garten und erst noch ein Schwimmbassin drin. – Was hat das mit Regula, und vor allem, was hat das mit ihrer Schönheit zu tun? – Du siehst aus wie eine stolze Königin aus einem fernen, schönen Land. – Das ist zwar furchtbar kitschig, aber das Beste, was mir bisher in den Sinn gekommen ist. Ich finde, sie sieht wirklich aus wie eine junge Königin, ein bisschen wie die Frau des Shahs von Persien, als sie noch jung war. Die habe ich in einem dieser Frauenhefte meiner Mutter gesehen. Ist das jetzt ein gutes Kompliment? Und vor allem, wie fände Regula das Kompliment? Was weiß ich! Ich kenne sie ja überhaupt nicht. Ich will ja dann nicht blöd dastehen, wenn sie's blöd findet?

Erst jetzt bemerkte ich, wie still es in Straße war. Kein Straßenlärm. Kein Bachrauschen. Kein Lüftchen. Die matte Herbstsonne warf ein schwächliches Licht auf die leicht abfallende, geteerte Straße. Während ich langsam und ziellos dem Straßenrand und einer weiteren Hecke entlang trödelte, schalt ich mich: Was ist denn in dich gefahren? Wie komme ich überhaupt dazu zu sagen, dass ich Regula sehen und ihr ein

Kompliment machen will? Habe ich mich jetzt schon selber übertölpelt, wenn ich sage, ich wolle nur rasch nachschauen, ob sie gut aussieht? Das war doch überhaupt nicht meine Absicht, mein Plan? Aber du wolltest dich doch einfach treiben lassen, oder nicht? Und nun bist du eben an diesem Punkt gelandet.

Und tatsächlich stand ich schon vor der hohen Buchenhecke der Villa, von der ich glaubte, dass Regula drin wohnte, und war schon dabei, den Kopf in die Blätter zu stecken, um einen Blick in den Garten werfen zu können. Zufälligerweise könnte dort ja Regula im Badekleid im Liegestuhl liegen. Na ja. Dazu ist es jetzt zu kalt. Und überhaupt. Was bildest du dir ein! Sie wird sich doch nicht ausgerechnet so dir nichts mir nichts gerade dir präsentieren. Und dann wird sie dir überhaupt nicht nahe genug sein, damit du sehen kannst, ob...

Das Geräusch eines heranfahrenden Autos ließ mich erschreckt herumfahren und einen Schritt auf die Fahrbahn machen. Wie ein weißes Schiff von einer sanften Welle getragen schwebte eine weißer Mercedes vorbei. Auf dem Vordersitz zwei weibliche Erscheinungen. Am Steuer eine eher kleine, mittelalterlich Frau in beigem Deuxpièces, fahl im Gesicht, mit aufgelockerten Haaren auf dem Kopf, was aussah wie ein kunstvoll aufgeschichteter Heuhaufen, mit rot geschminkten Lippen und mit verbissener Miene, als hätte sie gerade mächtigen Ärger gehabt. Neben ihr Regula, puppenhaft, fischäugig, ein Gesicht wie aus glasiertem Porzellan. Noch bevor sie ganz an mir vorbeigeglitten waren, hatte ich versucht von Regula einen Blick zu erhaschen. Ich weiß nicht mal, ob Regula überhaupt gesehen hatte, dass dieser Junge am Straßenrand nahe bei ihrem Haus, den sie und ihre Mutter mit ihrem weißen Gefährt fast gestreift hatten, ich war. Jedenfalls verzog sie keine Miene, sie schaute nur immer geradeaus, als wollte sie nur möglichst bald in ein vor ihr gähnendes Loch verschwinden. Der weiße Mercedes mit den beiden Frauen bog wenige Meter von mir entfernt in die Garageneinfahrt, hielt dort für einen kurzen Moment, offenbar bis jemand die Garagentüre geöffnet hatte, denn nur das weiße Hinterteil des Mercedes war zu sehen, und verschwand dann vollständig hinter der Hecke.

Einen Moment lang stand ich nur da und hatte keine Gefühle oder so viele, dass ich sie nicht auseinanderhalten konnte. Ich hatte das Bedürfnis

mich zu setzen oder wenigsten irgendwo anzulehnen, was ich wie im Dussel auch wirklich tun wollte und dabei beinahe rücklings in die Buchenhecke hinter mir gefallen wäre. Ich wusste nur noch: So schnell wie nur möglich weg von hier, diesen unmöglichen Häusern, diesem unfreundlichen Berg, hinunter ins Tal, zum kleinkarierten Bach, zu meinen Leuten, zu meinem Bruder, zu meiner Mutter.

Ich rannte, so schnell ich nur konnte, die Straße hinauf bis zum Punkt, wo die Treppe wieder ins Dorf hinunterführte.

Als die lange Treppe wieder vor meinem Blick lag, staunte ich abermals. Etwa auf halber Strecke hoppelte er hinunter und nur wenig weiter unten trippelte sie die Treppe hinab. Er war gerade dabei sie zu überholen. Sie, das war Marlen, die, als sie bemerkte, dass jemand dabei war sie zu überholen, sich umdrehte, stehen blieb und ihn, den schwarzen Hund, an sich vorbeiziehen ließ. Dann warf sie einen Blick die Treppe hinauf und sah mich. Sie blieb stehen, bis ich bei ihr angelangt war.

Hast du den Hund gesehen? – Wem gehört der? – Keine Ahnung. Ich dachte, du hättest eine Ahnung. Aber ich habe ihn schon eine Stunde vorher gesehen, wie er die Hauptstraße entlang gestreunt ist. – Der weiß nicht mehr, wo er hingehört. Er hat sich verirrt und sucht verzweifelt sein Zuhause. – Hunde verirren sich eigentlich nicht. Sie können immer irgendeine Spur riechen, die sie wieder heimbringt. – Dann stammt er vielleicht nicht von hier. – Du meinst, er ist ausgesetzt worden. – Ja, jemand, der ihn loswerden wollte, hat ihn in sein Auto geladen, ist hundert Kilometer weit gefahren und hat dem Hund die Türe vor der Nase zugeschlagen. – Hundert Kilometer fahren, nur um einen Hund loszuwerden. – Jedenfalls, war das ein Schwein. – Ja, ein Schwein.

Damit fand die Unterhaltung ein vorläufiges Ende. Wir hatten die Brücke über den Bach längst überquert und schritten nun dem alten Schulhaus entgegen, wo Marlen eine halbe Stunde lang Geigenunterricht hatte.

Spielst du schon lange Geige? – Seit ich acht bin. – Und es gefällt dir immer noch? – Ja. Spielst du auch ein Instrument? – Nein.

Es entstand eine unangenehme Stille, in der ich mir bewusst wurde, dass ich in ihren Augen wohl einen Mangel hatte. Ich glaubte, auch etwas vorzeigen zu müssen.

Manchmal singe ich, aber nur für mich und wenn es keiner hört. – Schön. – Ist der Lehrer gut? – Es ist eine Lehrerin. Sie ist okay.

Schon wieder stockte das Gespräch. Bis zum Schulhaus waren es zum Glück nur noch ein paar Schritte.

Musst du schon rein? – Wie viel Uhr ist denn? – Ich habe keine Uhr.

Schon wieder fehlt mir etwas.

Sie schob den Ärmel ihrer grünlichen Jacke, die an den Rändern speckig waren, samt rosa Pullover nach hinten und warf einen Blick auf die goldschimmernde Uhr, die zum Vorschein kam.

Noch fünf Minuten. – Zeig mal. Ist die aus Gold? – Katzengold! Wenn ich sie verliere ist es nicht so schade. Die goldene habe ich verloren. Ich verliere immer wieder Sachen. – Ich auch. – Jetzt muss ich aber gehen. Tschau. – Tschau.

Ein freier Nachmittag! Ein feiner Nachmittag! Ein fürchterlicher Nachmittag! Den könnte man ohne weiteres streichen. Schade, dass man solche Tage nicht einfach streichen kann, so wie man falsche Wörter in einem Satz oder falsche Zahlen in einer Mathematikaufgabe doch einfach streichen kann. Du hast wieder einmal zu viel durchgestrichen. Denke, bevor du schreibst. Kann ich nicht. Ich denke, während ich schreibe. Und ich schreibe, während ich denke. Ich habe dann mehr das Gefühl, es haut hin. Ich meine, es sind dann mehr meine augenblicklichen Gedanken. Auch wenn es für den Leser nicht hinhaut. Aber das ist mir egal. Das Gefühl, dass es zu mir passt, ist wichtiger. Sonst müsste ich ja immer das Gefühl haben, es stimmt nicht. Das darf von mir aus der Deutschlehrer haben. Ich nicht.

Und was mach ich jetzt?

Zum Glück war ja hinter der Turnhalle gleich der Fußballplatz. Ich traf auf zwei mäßig talentierte Lahmärsche, die dabei waren zu begreifen, dass der Ball rund ist, und einen Torhüter, der so mutig und beweglich war wie die Statue von Wilhelm Tell in Schaffhausen, die ich einmal bei einem Ausflug gesehen hatte. Um nur einigermaßen den Nachmittag zu retten, gab ich mich dazu her, die zwei gegen mich auf ein Tor und mit Wilhelm Tell als Torhüter zu spielen. 10 zu 3 für mich. Nach etwa einer Viertelstunde wollten sie nicht mehr, ich auch nicht.

Schon wieder er. Der Appenzeller. Als ich um die Ecke trat, war er gerade dabei Wasser zu trinken. In der Mitte des Pausenplatzes stand ein Brunnen. Aus einer Röhre floss Wasser in einen Trog und unterhalb des Troges gab es eine kleine Öffnung. Aus der floss auch Wasser in eine zwei Handteller große Vertiefung aus Stein. Daraus trank er. Niemand war sonst auf dem Platz zu sehen. Nur er und ich. Ich ging langsam zum Brunnen. Blieb neben ihm stehen und schaute ihm zu, wie er gierig Wasser in sich hinein schlabberte. Nach einer Weile hielt er inne, bemerkte mich und schaute mich mit enorm traurigen Augen an. Natürlich wurde ich sofort weich und kauerte mich nieder und begann auf ihn einzureden und sein zottiges Fell zu streicheln. Er stank. Wie eben Hunde stinken, wenn sie nur noch herumstreunen und niemand mehr für sie sorgt. ER stank nach Essensresten, nach Fußtritten, nach Kälte in der Nacht, nach Alleinsein. Dem Appenzeller gefiel das Kraulen, besonders das Halskraulen hatte er sehr gern.

Pass auf, der geht noch mit dir heim.

Ich schoss hoch und drehte mich um.

Marlen mit Geigenkasten in der Hand stand vor mir und grinste.

Doch dann kauerte sie sich hin und begann ihn wie ich zuvor auch am Hals zu kraulen.

Das hat er besonders gern.

Ja.

Auch ich kauerte mich wieder hin. Nachdem wir eine Weile auf den Appenzeller eingeredet und ihm dabei je eine Halsseite mit Kraulen und Tätscheln bearbeiteten, erhob sie sich.

Das Kauern ist mit der Zeit zu anstrengend.

Mir auch.

Jetzt, sagt sie, müsse sie dann gehen. Aber Marlen ließ den Geigenkasten am Boden liegen und lehnte sich lässig an den Rand des Brunnentrogs, die Hand im Wasser. Aber das bemerkte ich zu spät. Denn als ich auf sie zutrat, schnellte die Hand empor und eine Patsche voll Wasser landete auf meiner Hose. Genau dort, wo es aussah, als hätte ich in Hosen gemacht. Ich starrte sie an. Sie mich auch. Grinsend. Aber schon war sie auf und davon. Ich rannte hinterher. Mit welcher Absicht genau war mir nicht klar, aber sehr schnell. Sie war chancenlos. Entweder sah sie das rechtzeitig ein oder weil sie ja auch

in meiner Schuld stand, jedenfalls gab sie sich nicht allzu sehr Mühe mir zu entkommen. Schon nach wenigen Sekunden hatte ich sie erreicht. Ich packte sie von hinten und schlang meine beiden Armen um sie und hielt sie fest. Sie wehrte sich kaum. Ja, es schien mir fast, als hätte sie es ganz gern, wenn ich sie umfing. Ich tat so, als würde ich sie zum Brunnen schleppen, um ihr die gerechte nasse Vergeltung zu verabreichen. Aber ich war mir selber gar nicht so sicher, ob ich das wirklich wollte, denn sie wehrte sich nicht richtig. Vielmehr schmiegte sie sich eher an mich an, als dass sie sich von mir losreißen wollte. Das verwirrte mich. Ich lockerte etwas den Griff. Über ihren Lockenkopf hinweg sah ich, wie der Hund davon trottete.

Hast du eigentlich auf mich gewartet?, fragte sie unvermittelt.

Ich erschrak und ließ sie ganz frei. Bevor ich auch nur an irgendeine Antwort denken konnte, hatte ich schon einen Schweißausbruch. Das war d i e Frage. Wenn ich jetzt Nein sage, dann entspricht das zwar der Wahrheit, aber vielleicht auch nicht ganz, denn ich habe es irgendwie schon drauf ankommen lassen, sie eventuell wieder zu sehen, einfach nicht so gewollt.

Aber wenn ich jetzt Ja sage, dann könnte das die Antwort sein, mit der ich mich auf unendliche Zeiten bei den lieben Schulkameraden lächerlich machte, weil Marlen ja nichts anderes im Sinn hat, als damit herum zu tratschen. Oder es war die Antwort, die sie vielleicht hören wollte, weil sie...Ach, was weiß ich!

Ich habe Ja gesagt. Ich hätte auch fragen können: Was machst du mit der Antwort, wenn sie Nein lautet, und was, wenn sie Ja lautet? Aber so was Schlaues fiel mir einfach nicht mehr ein. Und ich schreibe das Ja meiner unbewussten Bereitschaft zu, diesen grässlichen freien Nachmittag mit noch etwas Würze anreichern, es zum Tagesabschluss wenigstens noch ein bisschen spannend machen zu wollen.

Was unmittelbar nach meinem Ja geschehen ist, weiß ich nicht mehr. Denn der Mut zum Risiko verwandelte sich sogleich in maßlose Scham. Schon wieder gelang es nicht, für eine Weile im Boden zu verschwinden. Die nächsten paar Schritte trotte ich mit gesenktem Kopf neben ihr her und besah mir dabei den nassen Fleck zwischen den Beinen.

Offenbar gab sie sich inzwischen Mühe, ihr Lächeln so lange zu konservieren, bis ich endlich wieder den Kopf hob und sie anschaute. Das fiel mir wahnsinnig schwer.
Entschuldige! Wegen dem Fleck. Das wollte ich nicht.
Marlen ist viel schöner als Regula, dachte ich sofort. Und schon gar nicht mehr wollte ich nachschauen, wie schön Regula war, dieser kalte Fisch.
Ich ging rechts neben Marlen. Den Geigenkasten trug sie links. Zwischen uns schlenkerten die Arme mit den Händen dran, die sich hätten ergreifen können, wenn sie denn gewollt hätten. Ob Marlen in diesem Augenblick nicht dasselbe denkt wie ich? Ich weiß es einfach nicht. Aber wenn ich jetzt ihre Hand ergreife, dann weiß ich es.
Während wir einfach weitergingen, vom Pausenplatz weg, an der Kirche vorbei, schob ich mich etwas näher zu ihr und ganz und gar nicht zufällig, aber nur ganz wenig berührten sich unsere Hände. Und diese eine My-Sekunde lang wirkte eine gewaltige Gravitationskraft zwischen uns. Einen Moment lang spürte ich an der Berührungsstelle einen unerklärlichen Brand.
Spürt sie das auch? Wenn ich ihre Hand nur etwas länger berühre, was dann? Was geschieht dann mit diesen unheimlichen, kolossalen Anziehungskräften? Wohin gehen wir eigentlich?
Wir waren einfach losspaziert ohne abgemacht zu haben, wohin es gehen soll. Und wir waren so sehr auf uns konzentriert, dass wir völlig vergaßen diese Frage zu klären. Weder nahmen wir den Weg ins Dorf noch auf den Villenhügel. Wir waren inzwischen in der Nähe des Friedhofs angekommen.
Besuchen wir die Toten? Das war keine Frage für Marlen. Aber es war offensichtlich. Sie wollte zu den Toten. Ja, und ich ging mit ihr. Ich wollte es.
Wir begannen die Gräberreihen abzuschreiten. Die Gräber lagen so sorgfältig umrandet und getreu nebeneinander wie die Reihenhäuschen mit ihren Vorgärten. Und ich war überzeugt, auf den Gräbern prangten dieselben Blumen wie in den Vorgärten.
Das ist ein Spießer-Friedhof, bemerkte Marlen. Ich grinste. Was für eine Überraschung. Sie gefiel mir immer besser. Plötzlich hatte ich das Gefühl, alles an ihr passte total zu diesem Satz. Und erst jetzt sah ich einiges mehr von diesem „Alles an ihr passte total zu diesem Satz“. Ihr Lockenkopf, die breite gewölbte Stirn, hinter der sich vielleicht noch mehr solche zustim-

mungstaugliche Gedanken verbargen, blaue Augen, in die zu schauen, ich mich aber immer noch etwas fürchtete, und dann, das fiel mir erst jetzt auf, die Nase und die obere Hälfte der Backe waren mit kleine braunen Punkten vollgetüpfelt, Schokoladesprengsel in weißen Wecken.

Ein totaler Spießer-Friedhof, stimmte ich ohne zu zögern zu und ich hatte dabei das erfreuliche Gefühl nicht nur ihr Urteil zu bejahen.

Ganz hinten in der einen Ecke, dort, wo der Friedhof an die Wiese grenzte, auf der im Sommer die Kühe grasten, stand ein kleiner Schopf, in dem – das nahm ich an – die Friedhofsgärtner ihre Werkzeuge aufbewahrten. Während wir uns gegenseitig ausfragten, ob wir auch tote Verwandte auf dem Friedhof liegen hätten und seit wann sie denn schon unter der Erde lägen und ob wir ihren Tod bedauerten, steuerten wir, als wäre es die selbstverständlichste Sache, den Schopf an.

Die Schopftüre war verriegelt. Ich bot sofort meine Spezialkenntnisse im Türeknacken an. Aber auf die wollte sie nicht zurückgreifen, was ich schade fand.

Ja, was jetzt? Ich bin mir nicht ganz sicher, ob das schließlich ein Vorteil oder ein Nachteil ist, aber im Leben eines Jugendlichen gibt es eindeutig zu viel von dieser Was-jetzt-Frage.

Wir blieben vorläufig einfach mal stehen und warfen einen Blick zurück auf die Gräber. Und da ist, glaube ich, bei uns beiden der Gedanke aufgekommen, dass wir in eine absurde Situation hineingeraten waren. Jedenfalls schauten wir uns an und in ihren Augen sah ich, dass sie in meinen Augen sah, dass ich in ihren Augen sah, dass sie... Natürlich wussten wir nicht, was das Wort absurd zu bedeuten hatte. Es hatte noch lange nicht Eingang in unseren Wortschatz gefunden. Aber Ereignisse, in denen nicht in erträglicher Frist ein klarer Sinn zu finden war, haben wir, um die Beklemmung loszuwerden, ganz einfach möglichst schnell aus dem Bewusstsein gewischt: Augen schließen, nicht beachten und wegplappern. Später im abenteuergeilen Freundeskreis schlugen wir dann ganz andere Tön an. Uns wäre etwas Seltsames, jedoch Aufregendes passiert und wir wären zum Zeugen eines Wunders auserwählt worden. Die Story musste einfach gut sein. Überprüfen konnte sie ja niemand.

Komisch, kam es aus Marlen. Ja, komisch, ich. Ich: Wir und die Toten. Sie: Ja, genau. Mehr nicht. Kein Wort mehr. Mehr wäre wegplappern. Wir und die Toten.

Ich spürte, dass sich ihre Hand in verführerischer Nähe zur meinen war. Ich wagte einen Blick auf ihre und meine Hand und dachte nur noch, jetzt oder nie. Da nahm ich sie bei der Hand und sie ließ sich nehmen und ich führte sie hinter das Bretterhäuschen.

Wir könnten doch hier an die Wand gelehnt auf den Boden sitzen und ein bisschen blöd zur Fluh hinaufschauen.

Hier würde uns niemand sehen. Das sagte ich nicht, weil es so klar war wie das Brunnenwasser auf dem Pausenplatz.

Da lächelte sie ein Lächeln, das lag zwischen glücklich und verlegen. Und genau wegen dieser Lächeln-Mischung, da war ich mir vollkommen sicher, tauchte überhaupt das erste Mal in mir dieses Gefühl auf, gemeinsam mit einem Mädchen da zu sein und nie mehr allein zu sein und allein vor sich hin atmen und vor sich hin leben zu müssen. Wir haben zwar noch jeder seine Nase, seinen Mund, mit dem jeder für sich atmet, aber ebenso sind wir gleichzeitig auch an einer geheimen unsichtbaren Quelle angeschlossen, aus der dieser süße Zaubertrank in uns hineinströmte und sich über uns ergoss und uns vereinte und umschloss.

Mein Bruder hatte natürlich schon davon geredet und ein Wort hatte er ja auch schon dafür und in besonderen Jugendbüchern, die ich mädchenhaft blöd fand, kam das Wort auch vor. Mit Bammel und Schauer gestand ich mir ein, dass wohl genau dieses Wort jetzt zu meinen Gefühl passte.

Verliebt.

Ich habe wahrscheinlich überhaupt nicht gelächelt und vergnügt war ich erst hinterher und ungeheuer ernst war mir dabei auf jeden Fall. Es muss jetzt einfach sein. Es gibt jetzt nichts anderes mehr. Sonst können wir uns doch gleich zu den Toten legen. Wenn wir uns jetzt nicht küssen.

Wir küssten uns. Klar. Und streicheln kam auch vor. Aber das waren mehr so Streichel-Krümel. Da kannten wir uns beide nicht aus. Aber mit Küssen langten wir richtig zu, damit konnten wir fast nicht mehr aufhören. Obwohl wir doch eigentlich gar nicht richtig wussten, wie das ging. Wir pressten zuerst einfach unsere Lippen aufeinander, bis es wehtat, so dass wir schließlich von-

einander abließen, aber doch mit den Gesichtern einander noch ganz nahe waren. Und weil wir uns auf keinen Fall in die Augen schauen durften, senkte Marlen sofort den Kopf, so dass mich Marlens Krausgarten an Stirn, Nase und Backen streifte. Ich blies ihr ins Haar. Sie stieß ein zufriedenes Glucksen aus und dann hob sie wieder den Kopf und schaute mich an und ich erschrak, weil ich in ihren Augen etwas sah, was ich noch nie gesehen hatte, und ihre Lippen berührten die meinen, nun mehr zufällig und punkthaft. Das gefiel uns aber fast besser als das anhaltende Lippendrücken. Und dann öffnete sich sogar ihr Mund und eine samtige Zungenspitze kam hervor und strich langsam und fein über meine Lippen. Das kitzelte mich und ich lachte und sie auch. Das war schön. Und unten gab es noch einen, der machte auch mit, ohne mich zu fragen.

Kurz: Wir wussten hinten und vorne nicht, was wir wollten und was wir suchten. Und schon gar nicht, was wir gefunden hatten, als es zu Ende war. Aber so nahe war ich noch nie jemandem gekommen. Zuerst habe ich die Augen immer nur zugehabt. Aber dann machte ich sie auf und sah auf die kleinen braunen Pünktchen auf ihrer Wange und ich fand, dass Marlen wunderschön war.

Auch das schönste erste Küssen geht irgendwann zu Ende. Das erste Mal Küssen strengt auch an. Jedenfalls hatte ich das Gefühl, ich sei fix und fertig, aber auch glücklich, wie wenn ich eine Leistung vollbracht hätte, wie zum Beispiel ein Kilometerrennen. Natürlich ist Küssen keine anstrengende körperliche Leistung. Aber wir haben ja eben gerade eine ganz neue Welt erschaffen. Und so was ist anstrengend. Für so was braucht es Mut, und Feingefühl. Oh, mein Gott, ich rede ja wie der Pfarrer.

Und so ein erstes Mal Küssen war dermaßen neu, dass wir uns danach eine Zeitlang gar nicht anschauen konnten. Vielmehr sahen wir jetzt hinauf zu dem Berg mit der Felsenfluh und auf die Fahne, die genau oberhalb der Fluh mit bloßem Auge gerade noch zu sehen war. Was wir nicht sehen konnten: hing sie welk herunter oder flatterte sie?

Wir behaupteten beide, sie flattere. Darin stimmten wir total überein. Und wir wussten auch beide, obwohl keiner von uns nachgefragt hat, dass wir das ja gar nicht sicher sagen konnten. Nein, wir mussten es uns nicht einmal bestätigen, indem einer von uns sagte: Ich bin hundertprozentig sicher, dass die

Fahne flattert. Nein, wir wussten, dass es so war. Das gehörte jetzt auch zu unserem Geheimnis.

Dann stand sie auf und sagte, ihr sei kalt und sie müsse jetzt heim. Ich zögerte mit dem Aufstehen, denn ich wollte ja nicht, dass sie sah, wie ich noch erregt war, obwohl, irgendwie hat sie ja auch ganz viel dazu beigetragen. Aber das war ein ganz verquerer Gedanke. Mit dem konnte ich weiter gar nichts anfangen. Nur gedacht habe ich ihn.

Was hat sie wohl die ganze Zeit gedacht? Das wollte ich sie noch fragen, aber ich ließ es bleiben. Aber zum Abschied sagte ich ihr: Das ist der schönste freie Nachmittag, den ich je gehabt habe. Meiner auch, entschied sie sogleich. Als sie sich von mir entfernte, schaute ich ihr nach und sah, dass ihr Hosenboden voller Dreckspuren war. Irgendwie kam mir da auch sogleich der Hund mit seinem dreckigen Hintern in den Sinn. Da wird es bei ihr zu Hause was zu fragen geben. Ich weiß nicht, was sie zur Antwort geben wird. Und, ja klar, man wird es wissen wollen, unser Geheimnis. Aber sie wird es nicht verraten. Da bin ich mir sicher.

Und, hast du so richtig kalte Füße bekommen?, fragte mich Mutter, kaum hatte ich die Türe hinter mir geschlossen. – Nein, an freien Nachmittagen bekomme ich nie kalte Füße.